

Wozu brauchen wir Feindbilder?

Rolf Haubl

Vortrag auf dem Gedenktag für die Opfer der Nazi-Psychiatrie am 30. Mai 2006 in Bremen, Klinikum-Bremen-Ost

In der vollständigen Ausgabe der Märchen der Brüder Grimm findet sich ein Text mit dem Titel "Der Jude im Dorn", der früher sehr beliebt gewesen ist. Er handelt von einem Knecht, der die Gabe hat, dass keiner ihm einen Wunsch abschlagen kann, und der im Besitz einer Fiedel ist, nach deren Melodie alle gegen ihren Willen tanzen müssen, wenn er sie streicht. Als er auf seinen Wegen einem Juden an einem Dornenbusch begegnet, wünscht er ihn hinein – einfach so. Im Wortlaut:

"Da kroch der Jud´ in den Busch, und wie er mitten drin stack, zog mein Knecht seine Fiedel und geigte, fing der Jud´ an zu tanzen und hatte keine Ruh, sondern sprang immer stärker und höher; der Dorn aber zerstach seine Kleider, dass die Fetzen herum hingen und ritzte und wundete ihn, dass er am ganzen Leibe blutete. 'Gotts willen, schrie der Jud´, laß der Herr seyn Geigen sein, was hab ich´ verbochen?' Die Leute hast Du genug geschunden, dachte der lustige Knecht, so geschieht Dir kein Unrecht, und spielte einen neuen Hüpfauft. Da legte sich der Jud´ auf Bitten und Versprechen und wollte ihm Geld geben, wenn er aufhörte, allein das Geld war dem Knecht erst lange nicht genug und trieb ihn immer weiter, bis der Jud´ ihm hundert harte Gulden verhieß. Wie mein Knecht das viele Geld sah, sprach er: 'unter dieser Bedingung ja', nahm den Beutel und stellte sein Fiedeln ein" und "der Jud´ riß sich halb nackicht und armselig aus dem Dornstrauch."

Nach 1945 ist dieser antisemitische Text mit seiner sadistischen Folterszene aus den populären und für Kinder zusammengestellten Ausgaben der Grimm-Märchen gestrichen worden.



Menschen, die auf dem Hintergrund ihrer eigenen Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe andere Menschen hassen, die zu anderen sozialen Gruppen gehören, richten mit Hilfe von Feindbildern ihre Aggressionen aus und stellen sie auf Dauer. Feindbilder sind nicht einfach Abbilder eines Feindes. Wären es bloße Abbilder, gäbe es den Feind, bevor es ein Bild von ihm gibt. Das ist aber nur bedingt der Fall. Denn Bilder tragen maßgeblich dazu bei, dass die Angehörigen von Fremdgruppen als Feinde erscheinen.

Zwar beruht jede Begegnung von Menschen aus verschiedenen sozialen Gruppen auf den Bildern, die sie sich voneinander machen. Aber nicht jedes dieser Bilder ist ein Feindbild. Es gibt Bilder, die stellen Menschen aus Fremdgruppen als Kooperationspartner vor oder als Gegner in einem fairen Wettbewerb. Aber eben auch Bilder, die sie als verhassten Feind vorstellen, den es zu bekämpfen gilt. Wie Angehörige aus verschiedenen sozialen Gruppen einander ins Bild setzen, hängt von den Erfahrungen ab, die sie in der Vergangenheit miteinander gemacht haben. Solche Bilder lösen sich aber auch von den konkreten Erfahrungen. Dann sind es Bilder, wie die Angehörigen der verschiedenen sozialen Gruppen einander sehen wollen. Bilder strukturieren Erfahrungen vor, was soweit gehen kann, dass sie Menschen daran hindern, einander anders wahrzunehmen, als das Bild, das sie von der sozialen Gruppe haben, zu der sie gehören. Diese Tendenz greift vor allem, wenn das Bild als „wahres“ Abbild gilt, mithin ignoriert wird, dass es sich um wechselseitige soziale Konstruktionen handelt.

Tatsächlich verweist jedes Fremdbild auf ein Selbstbild, das mit Hilfe des Fremdbildes aufrechterhalten wird. So sagt das Bild, das die Angehörigen einer sozialen Gruppe von den Angehörigen einer anderen sozialen Gruppe haben, oft mehr über ihre eigene Gruppe als über deren Gruppe aus. Gerade Feindbilder sind Bilder, die Projektionen enthalten. Feinden werden diejenigen negativen Merkmale als Wesensmerkmale zugeschrieben, die das eigene Selbstbild belasten. Das können Merkmale sein, die Angehörige einer sozialen Gruppe tatsächlich besitzen und für die sie sich schämen, aber auch Merkmale, die sie nicht besitzen, vor deren Besitz sie sich aber fürchten, und sogar Merkmale, die sie wünschen, aber sich anzueignen verbieten, weil sie ihren Moralvorstellungen widersprechen. Schreiben sie alle diese Merkmale den Angehörigen

einer anderen sozialen Gruppe zu, ersparen sie sich die fällige Auseinandersetzung mit ihrem Selbstbild und damit die Konflikte, die solche Auseinandersetzungen hervorrufen. Deshalb sind Feindbilder auch umso wahrscheinlicher, je geringer die Konfliktfähigkeit in einer sozialen Gruppe ist.

So spiegelt sich in der notorischen Angst "normaler" Menschen vor der vermeintlichen Gewalttätigkeit psychisch Kranker, die bislang allen Aufklärungsbemühungen trotz, ihr Wunsch, gewalttätig gegen solche Kranke vorzugehen, um dadurch die Angst vor der eigenen "Verrücktheit" zu besänftigen und die Norm zu sichern.

Es lässt sich zwischen einem latenten und einem manifesten Feindbild unterscheiden. Das latente Feindbild ergibt sich aus dem Profil der negativen Merkmale der eigenen Gruppenidentität. Es liegt bereit, um sich unter bestimmten Bedingungen zu manifestieren: Diese Bedingungen sind auf der einen Seite z.B. unerträglich werdende Scham oder Schamangst, auf der anderen Seite die Existenz und mehr noch: die Präsenz konkreter Mitmenschen, die sich eigenen, dem Bild zu entsprechen – die sich als Feind "anbieten". Diese geläufige Formulierung impliziert die Unterstellung, dass Mitmenschen nicht passiv zum Feind gemacht werden, sondern von sich aus etwas dazu tun, Feind zu werden. Feindschaft ist eine Beziehungsform. Es kann die einzige sein, in der man in Beziehung kommt.

Unterscheidet man zwischen Partner, Gegner und Feind, dann gibt es asymmetrische und symmetrische Beziehungen: So kann eine Gruppe eine andere als Gegner wahrnehmen, während diese sie als Feind wahrnimmt. Solche asymmetrischen Beziehungen sind eher instabil und drängen zu einem Ausgleich. Ein solcher ist in wechselseitiger Feindschaft gegeben. Sie kommt zustande, wenn der Makel im jeweiligen Selbstbild auf das jeweilige Fremdbild projiziert werden kann. Wechselseitige Feindschaften sind besonders stabil und in der Beobachterperspektive hat man den Eindruck, dass beide Gruppen einander in der Rolle des Feindes "brauchen" – vielleicht deshalb, weil sie zu einer ständigen Wachsamkeit führt, die dazu veranlasst, den beschämenden eigenen Makel als verhassten Makel der anderen im Auge zu behalten und mehr oder weniger gewalttätig zu bekämpfen.

Eine eindrucksvolles Beispiel für die inwendige Verbindung von Hass und Selbsthass findet sich in dem 1998 veröffentlichten Buch "The Warrior's Honor", in dem sein Autor, Michael Ignatieff, ein Gespräch wiedergibt, das er während des Krieges in Jugoslawien mit einem serbischen Freischärler in Ost-Kroatien auf einem Bauernhof, durch den die Front verläuft, geführt hat. Er könne nicht ausmachen, worin sich die Serben hüben und die Kroaten drüben unterscheiden. Daraufhin zeigt ihm der serbische Freischärler eine Zigarette, die er aus seinem Jackett zieht, und belehrt ihn, dass das serbische Zigaretten seien, während Kroaten kroatische Zigaretten rauchen würden: „Aber es sind doch beides Zigaretten?“, Ihr Ausländer versteht nichts!’ Er zuckt mit den Schultern und fängt wieder an, seine Zavastom-Maschinenpistole zu reinigen. Doch die Frage hat ihn offenbar irritiert. Ein paar Minuten später wirft er seine Waffe auf das Bett zwischen uns und sagt: , Ich will dir sagen, wie ich es sehe. Die da drüben wollen Gentlemen sein. Halten sich für fancy Europäer. Ich sage Dir etwas: Wir sind einfach alle balkanische Scheisse!’“

Die Unterscheidung zwischen der eigenen – idealisierten – Gruppe und einer – entwerteten – Fremdgruppe kann Züge eines manichäisch gespaltenen Weltbildes annehmen, in dem sich das „Gute“ gegen das „Böse“ verteidigt oder mehr noch: das „Böse“ niederzuringen sucht. Und das seit Ewigkeiten. Manichäische Deutungen von Inter-Gruppenkonflikten nehmen diese Konflikte aus der historischen Zeit heraus. Jedes Gruppenmitglied weiß sich in eine Tradition der „Erbfeindschaft“ eingerückt, deren Ursprung sich in Vorzeiten verliert und über die eigene Lebensspanne hinaus andauern wird.

So heißt es in der kleinen Schrift „Über den Volkshass“, die Ernst Moritz Arndt 1813 als Kampfschrift gegen Napoleon und damit auch als Aufruf zu nationaler Erhebung der „Teutschen“ geschrieben hat: „Ich will den Hass gegen die Franzosen, nicht bloß für diesen Krieg, ich will ihn für lange Zeit, ich will ihn für immer.“

War die Bezeichnung als „Erbfeind“ ursprünglich auf den Teufel (Anti-Christ) und später auf die Türken als "Erbfeind der Christenheit" gemünzt, so verlor sich diese Zuordnung mit der schwindenden Türkengefahr Ende des 17. Jahrhunderts. Die Franzosen erhielten diesen Beinamen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, als die

Bezeichnung zunächst Napoleon meinte, im Laufe der Zeit aber auf das französische Volk und auf Frankreich generalisiert wurde. In den allgemeinen Sprach- und Schriftgebrauch kam das Wort durch den "Turnvater Jahn" und die Veteranen der Freiheitskriege, die Jahr für Jahr die Erinnerung an die Völkerschlacht in Leipzig feierten und dadurch den Hass gegen Frankreich auf ihre Kinder vererbten. Dabei entstellt der Hass die historische Wahrheit. Sie geht in einer Erinnerungspolitik unter, deren Ziel es ist, jede neue Generation in die „vaterländische“ Pflicht zu nehmen, auch weiterhin zu hassen, was schon immer gehasst worden ist.

So gesehen wurzeln die mächtigsten Feindbilder in der kindlichen Sozialisation, in der jedes Kind von früh indoktriniert wird. Je früher dies geschieht, desto körperlicher werden die Angehörigen der Fremdgruppe als Feinde erlebt. Die Angst der Kinder, die Liebe ihrer Eltern zu verlieren, zwingt sie, deren Feinde zu den ihren zu machen. Spielend übernehmen sie eine mörderische Botschaft:

So berichtet eine deutsche Lehrerin an einer palästinensischen Schule in Ost-Jerusalem, „dass Kinder in Gaza an einem offiziell ausgerufenen Protesttag, einem ‚Day of Rage‘ ein Theaterstück aufgeführt haben, das suicide bombing verherrlicht. Ein kleiner Junge ist als Selbstmörder verkleidet, mit einem Alu-Päckchen am Gürtel. Mit dem Ruf ‚Wir sterben im Namen Gottes‘ reißt er das Päckchen auf, stürzt zu Boden: andere Jungen, die israelische Fahnen tragen, stürzen mit ihm ‚zu Tode‘: sie stellen die Opfer dar, die getöteten Juden. Ein Mädchen ruft: ‚Erhebt die Fahne zum heiligen Krieg.‘ Alle Kinder sind jünger als zehn Jahre.“

Auf diese Weise werden Loyalitäten hergestellt, die jede Sympathie für Angehörige der Feindesgruppe als Verrat an der eigenen Gruppe erleben lässt. Es liegt deshalb nahe, solche Gefühle schnellstmöglich abzutöten, um gar nicht erst in die Versuchung einer Verständigung zu kommen. Dazu erzählt Milovan Djilas, der zunächst Tito im Partisanenkrieg gegen die Nazis unterstützte und später zu einem seiner schärfsten Kritiker geworden ist, in seinem 1958 publizierten autobiographischen Bericht „Land ohne Recht“ eine bemerkenswerte Begebenheit:

"Einmal, nach dem Krieg, begegnete Sekula (ein Montegriner und Jugoslawe) auf dem Weg von Bijelo Polje nach Mojkovac ein fremder

Muselmane. Dieser Weg war immer gefährlich, da er dicht bewaldet und für einen Hinterhalt wie geschaffen war. Der Muselmane war daher froh über den montegrinischen Weggefährten; auch Sekula fühlte sich in Gesellschaft eines Türken sicherer, für den Fall, dass sich türkische Heckenschützen in der Gegend herumtrieben. Der Muselmane war offensichtlich ein friedliebender Familienvater. Unterwegs boten sie einander Tabak an und plauderten freundlich. Der gemeinsame Weg durch die Wildnis brachte die beiden Männer einander näher." Während einer Rast an einem Bachufer zieht Sekula, der Montegriner, eine Pistole und zeigt sie dem Türken: „Der betrachtete die Waffe, lobt sie und fragte Sekula, ob sie geladen sei. Sekula bejahte, und in diesem Augenblick fiel ihm ein, dass er den Türken durch einen leichten Fingerdruck töten konnte. Er hatte sich aber noch nicht dazu entschlossen. Er richtete die Pistole auf den Muselmanen, gerade zwischen seine Augen, und sagte: ‚Ja, sie ist geladen, und ich könnte dich jetzt töten‘. Der Muselmane blinzelte in die Mündung, lachte und bat Sekula, anderswohin zu zielen, da die Waffe ja losgehen könnte. In diesem Augenblick wusste Sekula ganz klar, dass er seinen Weggefährten töten musste. Er hätte die Schande einfach nicht ertragen können, wenn er diesen Türken verschont hätte. So schoss er, wie zufällig, mitten in das lächelnde Gesicht, zwischen die Augen.“

Wie lässt sich diese Tat erklären? Als der Montegriner mit seiner Pistole vor den Augen seines türkischen Weggefährten herumspielt, hat er noch keinerlei Tötungsabsicht. Kurz darauf drückt er ab. Ist es wirklich er, der abdrückt? Djilas schreibt: Sekulas „Finger (habe) wie von selbst abgedrückt. Irgendetwas war in ihm zum Durchbruch gekommen, was er von Geburt an mit sich herumtrug und was er einfach nicht zurückhalten konnte.“ Den Repräsentanten der Feindesgruppe zu töten, ist dem Täter körperlich eingeschrieben. Er verkörpert die Feindschaft, die seit seiner Geburt ein Teil seiner selbst ist. Sekula muss den Türken töten, weil er sich ihm nahe fühlt, keinen Hass verspürt. Indem er ihn tötet, erfüllt er seine Loyalitätspflicht, an die ihn sein Körper erinnert.

Feindbilder sind mentale Konstruktionen. Sie resultieren als Niederschlag von Sozialisationsprozessen, die verschiedene Kommunikationsmedien nutzen, um Hass und Gewalt zu „sähen“.

Dabei kommunizieren Menschen, die hassen, auf eine bestimmte Weise. Sie gebrauchen Sprache nicht, um sich argumentativ zu verständigen. Was wie Argumente erscheinen mag, sind keine, weil sie ohne Irrtumsvorbehalt und damit ohne die Bereitschaft formuliert werden, sich eines Besseren belehren zu lassen. Ihrem Wahrheitsgehalt nach besteht die Hass-Sprache („hate speech“) aus Stereotypen und Klischees. Um sie einer Überprüfung von vornherein zu entziehen, werden sie in einem Tonfall vorgetragen, der keinen Widerspruch duldet. Die Hass-Sprache ist dann auch arm an kognitivem Gehalt. Es überwiegt ihr autoritativer Gestus, mit dem die Anderen entwertet – und das heißt: beschimpft, verhöhnt, verspottet, beleidigt – werden. Zudem dient die Hass-Sprache der Hetze. Als Hass-Rede ruft sie zu einer Hetz-Jagd auf die Anderen auf. Gegen sie zu hetzen, zielt immer auf die Mobilisierung der Hass-Bereitschaft von Dritten. Sie sollen helfen, die Anderen einzukreisen und ihnen alle Fluchtmöglichkeiten nehmen, bis sie erschöpft zusammenbrechen.

Empathie lässt sich Anderen umso leichter verweigern, wenn sie mit allen sprachlichen und bildlichen Mitteln als nicht empfindbar dargestellt werden. Diese Darstellung erfolgt in drei rhetorischen Schritten, die weltweit die Hass-Propaganda kennzeichnet. Ihr Ziel ist ein sukzessiver sozialer Ausschluss. Es sind dies die Schritte der Ent-Individualisierung, Ent-Personalisierung und Ent-Menschlichung:

Bei der Ent-Individualisierung wird Anderen ihr Status als Individuum abgesprochen, das einzigartige Merkmale hat, die nicht mit den Merkmalen der – entwerteten – sozialen Gruppe zusammenfallen, zu der es gehört. Ent-Personalisierung greift weiter aus. Nunmehr wird Anderen auch ihr Status als Person abgesprochen. Schließlich erfolgt ihre Ent-Menschlichung. Die Anderen erscheinen nicht länger als Menschen, sondern als Tiere, bevorzugt als „Schädlinge“ oder „Ungeziefer“.

Dabei verbindet sich der Hass mit Ekel. In ihm erhält er einen physiologischen Verstärker. Zu diesem Zweck gehört es zum Standardrepertoire aller Hass-Rhetorik die Anderen als Ekel erregend darzustellen. Geläufig ist eine Darstellung als "Parasit", die nicht nur Ekel zu erregen vermag, sondern zudem medizinische Vorstellungen wachruft: Parasiten übertragen Infektionskrankheiten,

die sich seuchenartig ausbreiten können, wenn sie nicht bekämpft und ausgerottet werden. Ihre Bekämpfung und Ausrottung geschieht ohne jegliches Schuldgefühl. Im Gegenteil. Es sind Überleben sichernde Maßnahmen, die der "Reinerhaltung" des eigenen Blutes dienen. So steht in dem Buch "Juden und Indogermanen" von Paul de Lagarde aus dem Jahr 1887 über die Juden zu lesen: "Mit Trichinen und Bazillen wird nicht verhandelt. Trichinen und Bazillen werden auch nicht erzogen, sie werden so rasch und so gründlich wie möglich vernichtet."

Die rhetorische Ent-Menschlichung bleibt allerdings nicht auf der Stufe organischen Lebens stehen. Der ultimative soziale Ausschluss besteht in der Verdinglichung der Anderen. Sie werden zu einer bloßen Sache: zu "Menschenmaterial". Genau genommen ist diese Verdinglichung jedoch paradox strukturiert, worauf der jüdische Philosoph Emanuel Levinas hinweist: „Das Subjekt muss in seinem Schmerz um seine Verdinglichung wissen, aber gerade dazu muss das Subjekt Subjekt bleiben. Wer hasst, will beides. Daher der unersättliche Charakter des Hasses; er ist gerade dann befriedigt, wenn er es nicht ist; denn der Andere befriedigt den Hass nur, indem er Objekt wird; aber er kann nie genügend Objekt werden, da man, während man seine Vernichtung fordert, gleichzeitig sein Bewusstsein und sein Zeugnis verlangt. Darin liegt die logische Absurdität des Hasses.



Die Institutionalisierung der Menschenrechte als regulative Idee einer demokratischen Gesellschaft läßt sich als ein gesellschaftliches Verbot von Hass und Gewaltbereitschaft gleichermaßen stimulierenden wie legitimierenden Feindbildern verstehen. Demokratie ist mit Feindbildern nicht vereinbar, weil sie zu sozialem Ausschluss führen. Eine den Menschenrechten verpflichtete Demokratie strebt dagegen danach, niemanden auszuschliessen. Indem sie diesen Rechten unter ihren Bürgern Geltung verschafft, eröffnet sie einen gesellschaftlichen Möglichkeitsraum, in dem sich verschiedene Lebensformen in friedlicher Koexistenz ausdifferenzieren dürfen, weil frei und gleich geborene Menschen sich für sie entschieden haben. Dass die Verwirklichung dieses Möglichkeitsraums eine Realutopie ist, braucht

nicht betont zu werden. Es wird auch in einer Demokratie immer Bürger geben, die ihre Mitbürger als Feinde betrachten und behandeln. Das läßt sich nicht per Gesetz verhindern. Demokratien müssen aber Wege finden, das Bedürfnis zu reduzieren, Feinde zu haben, auch wenn Hass und Gewaltbereitschaft anthropologisch tief verwurzelt sind. Ein erster Schritt auf diesem Weg verlangt ihren Institutionen eine wachsame Bereitschaft ab, die betreffenden Bürger spüren zu lassen, dass sie im Unrecht sind, wenn sie sich mit Hilfe von Feindbildern berechtigt wähnen, anderen diejenigen Rechte zu verweigern, die sie selbst für sich in Anspruch nehmen.

Wenn der Abbau von Feindbildern mehr als ein frommer Wunsch sein soll, muss er von den Mitgliedern der verschiedenen sozialen Gruppen tagtäglich praktiziert werden. Diese Praxis verlangt im Rahmen eines rechtlich kontrollierten staatlichen Gewaltmonopols und einer ernsthaft um Chancengleichheit bemühten politischen und soziokulturellen Partizipation eine Reihe flankierender Maßnahmen:

- * Kontakt zueinander und Nähe miteinander zu suchen, gemeinsame Ziele zu formulieren und zu verfolgen, statt sich in Parallelwelten zurückzuziehen und abzusondern;
- * Erfahrungswissen übereinander zu erwerben, um zu erkennen, wie sich das Selbstbild der eigenen sozialen Gruppe in den Fremdbildern anderer sozialen Gruppen spiegelt;
- * Einfühlung ineinander zu verbessern, einschließlich die eigenen unklaren und gemischten Gefühle zu ertragen, ohne Ambivalenzen und Ambiguitäten durch vorschnelles Handeln zu beseitigen;
- * Wertschätzung füreinander zu entwickeln, ohne in Über- oder Unterschätzung zu verfallen;
- * Wiedergutmachungsmöglichkeiten zu schaffen, was Vergeben ohne Vergessen bedeutet: nicht zu verleugnen, welche Gewalt die sozialen Gruppen im Laufe ihrer gemeinsamen Geschichte einander angetan haben, aber auch an gemeinsame Errungenschaften zu erinnern;

* unvermeidlich auftretende Konflikte zeitnah zu regulieren.

Feindbilder verhindern Verständigung. Das Bemühen, auch im Konfliktfalle so lange wie möglich Verständigung aufrechtzuerhalten, wirkt ihnen entgegen. Wird der Dialog abgebrochen, bestätigt dies nur das Vorurteil, mit den Anderen könne man nicht reden. Ziel aller Konfliktregulationen muss es sein, dass verfeindete soziale Gruppen früher oder später wieder an den sprichwörtlichen runden Tisch zurückfinden. Das gelingt nicht ohne den Mut, sich dem Hass und der Gewaltbereitschaft – nicht nur bei Anderen, sondern gerade auch bei sich selbst – zu stellen und trotz allen Ängsten wechselseitig Vertrauen zu riskieren.